

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Oldenburgische Blätter. 1817-1848 3 (1819)**

23 (7.6.1819)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-768994](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-768994)

# Oldenburgische Blätter.

Nro 23. Montag, den 7. Jun. 1819.

## U e b e r

### die erste Instandsetzung und Cultur der Gemeinheitsantheile auf der Geest.

So wohlthätig die Theilung der Gemeinheiten ist, und so sehr sich auch der Landmann beglückt fühlt, wenn er bey Aufhebung der Communion sich einen bedeutenden Theil davon zueignen und das Areal seiner privativen Besitzungen dadurch möglichst vermehren kann, so viele Sorge macht ihm späterhin die Cultur der erhaltenen Antheile.

Mit den niedrigen Grasplätzen, die er als Weiden oder Wiesen benutzen kann, wird er, wenn Gefälle vorhanden ist, leicht fertig werden, weil er solche nur einzufriedigen und Wasserleitungen anzubringen braucht. Hat er so viel Grundeigenthum, daß er die von seiner Hofstelle entlegenen unfruchtbarsten Heideplätze zu Holzbesamungen bestimmen kann, so machen auch diese ihm kein großes Kopfbrechen, weil er hier durch Einfriedigung und Aufbruch schon zum Zweck kommt, und sich, wenn auch keine edlere Holzarten, doch Föhren, Birken oder Pappeln,

welche bekanntlich auch auf schlechtem Boden gedeihen und denselben verbessern, aufziehen kann.

Die ihm zugefallenen Moorantheile kann er mit noch geringerer Mühe, theils zum Forstlich, und nächstdem, bey vorhandener Abwässerung, zu Moorwiesen, theils aber durch Abbrennen der Narbe zum Fruchtbau in den erforderlichen Stand setzen.

Selbst niedrige Wasserplätze und Sümpfe kann er austrocknen und durch Vorrichtung mehrerer Gräben erhöhen, oder nach und nach mit Sand und Erde aus seinen nächstgelegenen höhern Besitzungen zuschlemmen, oder zudeichen, im schlimmsten Fall aber, wenn auch dadurch kein hinlängliches Gefälle zur erforderlichen Abwässerung zu erlangen ist, — lohnt es nur den Kostenaufwand, — durch ganz einfache Schöpfmühlen oder Schaufelwerke zu Wiesen umschaffen und das Wasser seinen übris



gen Grundstücken zuführen, die es mehr bedürfen.

Allein die Cultur derjenigen Antheile, die er weder zu Wiesen, noch zur Holzzucht, sondern, als eine Vermehrung seiner Aecker, zum Getreide- oder Fruchtbau benutzen will und kann, diese sind es, welche ihm am meisten zu schaffen machen. Denn, will der Landmann seine Fruchtfelder erweitern, oder neue Zubrüche machen, so muß er zuvor seinen Düngerhaufen, mithin seinen Viehbestand vergrößern. Diese Vergrößerung kann er aber nur, wenn er nicht, als Capitalist, im Stande ist, und — Gelegenheit dazu hat, entweder den zu seinem Unternehmen erforderlichen Dünger, oder mit dem vermehrten Viehbestande auch zugleich den Futterbedarf für ein, oder mehrere Jahre anzukaufen, dadurch erwirken: daß er zuvor mehr Futtergewächse zu gewinnen sucht, um den zu vermehrenden Viehstapel hinlänglich ernähren zu können; und hierzu ist, wenn es ihm an Wiesen gebricht, oder er durch ungünstige Localverhältnisse außer Stand gesetzt wird, diese zu erweitern, oder den Graswuchs derselben durch Ueberwässerung oder Ueberrieselung zu vermehren, wieder Dünger erforderlich, den er nicht hat, und — gleich wie den Heu- und Strohbedarf — oft nicht einmal für schweres Geld anzuschaffen weiß. Was bleibt ihm also übrig, um zu seinem Zweck zu gelangen? —

Dieses ist die schwierigste aller Auf-

gaben in der Landwirthschaft und die Ursache, daß so manche dem Landmann längst zugefallene Gemeinheitsantheile, wenn auch eingefriedigt, doch immer noch unangebaut oder uncultivirt liegen bleiben, und höchstens, wenn der Boden auch nicht von der schlechtesten Art ist, als dürftige Schaf- oder Viehweiden benutzt werden.

Man wird mich vielleicht mit der Bemerkung unterbrechen wollen: „daß der Düngerhaufen auch durch vegetabilische Substanzen, durch Asche, Moddererde, Strafenkoth und andere Dinge vergrößert werden könne.“ — Diese allerdings gegründete Bemerkung würde freylich jene Aufgabe zum Theil lösen, wenn alle diese Sachen nicht ohnehin schon von einem thätigen fleißigen Landwirthe, — und von solchem ist hier nur die Rede, — so weit er kann, sorgsam genug zusammen gesucht und als Hülfsmittel angewandt würden, um nur seine ältern Fruchtfelder und Wiesen, die, er mag die Zwen- oder Drensfelderwirthschaft eingeführt haben, vielleicht nicht von der Art sind, um sie allein mit dem vorhandenen Stalldünger in Kraft zu erhalten, nothdürftig versorgen zu können, zumal da er das frühere Hülfsmittel, den Plaggenhieb, nicht mehr in Anwendung bringen kann, ohne jetzt seine eigenen Besitzungen so zu entnarben und zu schänden, als vormals ganze Strecken Gemeinheitsgründe, wenn nicht für immer, doch auf lange Zeit dadurch unbrauchbar gemacht wurden.



„Der Landmann darf nur ein paar Jahre hindurch weniger Getreide und mehr Futtergewächse bauen, um einen Theil seiner neuen Besitzungen in Fruchtfelder umzuschaffen,“ wendet vielleicht ein Anderer ein. —

Ganz recht; aber wo will er in diesen paar Jahren denn nun seinen, durch den vermehrten Futterkräuterbau verminderten, gleichviel ob zum Verkauf oder zum eignen Bedarf bestimmten, Getreidehaufen ergänzen? — Hier muß er wieder Capitalist, oder vermögend genug seyn, um ohne in Schulden zu gerathen, im ersten Fall die Abgaben bestreiten, oder im andern Fall den fehlenden Bedarf für Geld ankaufen zu können.

„Könnte man denn nicht künstliche Düngungsmittel zu Hülfe nehmen, wie z. B. in England häufig geschieht? —“ entgegnet vielleicht ein Dritter. —

Freylieh wohl, allein höchst wahrscheinlich ohne sonderlichen Vortheil und Erfolg. — Jedes künstliche Düngemittel besteht aus aufgelöseten, entweder thierischen, oder vegetabilischen, mit Thon, Mergel oder einer andern feinen bindenden Erdart gemischten Substanzen, welche geformt, getrock-

net, nächst dem in Gärten oder auf Aecker vertheilt, zerschlagen und mit untergeackert werden. \*) Daß nun einige Bestandtheile dieses Düngemittels an mehreren Orten ganz fehlen, andere hingegen ohnehin schon benützt werden, bedarf keiner Erinnerung. Es in unsern Gegenden, wo der Düngerwagen alle Fluren überfahren kann, zu bereiten und anzuwenden, ist daher theils schwierig, theils nutzlos; es in hinlänglichen Quantitäten anzukaufen, ist kostspielig, und nicht Jedermanns Sache.

Die Versuche eines Englischen Pächter oder Gutsbesizers würde auch schwerlich ein Oldenburgischer Landmann nachzuahmen im Stande seyn, auch dürfte dasjenige, was auf einem vulcanischen Boden, auf Felsen und Kreide-Gebirgen, wirksam ist, in hiesigen Heide- und Sand-Gegenden wohl nicht von gleicher Wirkung oder mit gleichem Nutzen anwendbar seyn. Zudem sind wir mit der Zubereitung künstlicher Düngemittel, was auch schon darüber geschrieben worden ist, noch nicht so ganz aufs Reine, wenigstens noch nicht so weit, um ohne viele Schwierigkeit und einen bedeutenden Kostenaufwand ein kleines Feld, geschweige mehrere große Aecker, damit zu befruchten.

\*) In einigen Gegenden Frankreichs, Spaniens, am Rhein ic. bedient man sich solcher Düngemittel und zwar vorzüglich da, wo es entweder an Viehstreuung gebricht, oder wo z. B. in Weingärten und auf steilen Gebirgen die Anfuhr des Düngers unmöglich ist, und solcher durch Thiere oder Menschen zur Stelle getragen werden muß.



„So wäre denn also wenig Hoffnung zu einer bedeutenden Cultureweiterung vorhanden?“ wird man sagen. Dieses ist nun wohl gerade nicht der Fall. Ein thätiger Landwirth verzagt darum nicht; er hilft sich so gut, wie er kann, wie mehrere neue Zubrüche in den getheilten Gemeinheiten dieses auch bestätigen. Allein die Melioration wird da, wo günstige Localitäten nicht die Hand bieten, nur langsam fortschreiten.

Vielleicht giebt es indessen dennoch ein Mittel, geschwindern Schritts zum Ziele zu kommen, und zwar ein sehr einfaches, welches von großen und kleinen, von armen und reichen Landwirthen mit Nutzen angewandt werden kann.

Der bloße Ausbruch der neuen Antheile, im Kleinen durch Hacke und Spaden und im Großen durch den Pflug, wozu, nach Erforderniß und nach Maßgabe der Bestandtheile der obern und untern Erdschichte, der weiterhin näher bezeichnete Rejolsflug wesentliche Dienste leistet, führt schon um einen großen Schritt näher zum Ziele.

Durch einen zweckmäßigen Ausbruch, durch das Umackern und fleißige Bearbeiten des neuen Landes, besonders im Herbst, wird der Boden in den Stand gesetzt, die zur Production der Gewächse erforderlichen Theile aus der Luft an sich zu ziehen.

Die Atmosphäre ist das große Magazin der Erzeugungsmaterie und des

erforderlichen Nahrungsstoffs. Der Boden ist die Hülle, oder gleichsam die Wiege, worin diese Materie aufgenommen und zersezt wird. Die Bestandtheile desselben, an sich todte Wesen, welche ohne Verbindung mit andern geistigern Substanzen nichts hervorbringen würden, sind gleichsam nur die Windeln oder schützenden Subjecte, die den Samen und den ihnen aus der Luft und durch Thau, Regen und Schnee zugeführten Nahrungstoff in ihren Zwischenräumen aufnehmen, und so den chemischen Proceß der, durch Sonnenschein und Wärme entstehenden Fermentation befördern helfen, welche zum Keimen und Entwickeln des eingestreueten Samens, so wie der wohlthätige Einfluß der durch die Bewegung des Luftmeers aufgeregten und wirksam gemachten electricischen Materie zum Wachsthum der Pflanzen, Stauden und Bäume durchaus erforderlich ist. Die diesen unorganischen Naturkörpern in der Oberfläche des Bodens bis zu einer ungleichen Tiefe bengenmischten vegetabilischen Theile früherer Productionen, so wie die durch Erdrevolutionen und andere Zufälligkeiten herbengeführten, hierunter begriffenen thierischen Ueberreste, enthalten, nach Maßgabe der Zeit, Art und Beschaffenheit ihrer Auflösung, einen mehr oder mindern Nahrungstoff, welcher aber nur durch Einwirkung der Luft entwickelt und in Thätigkeit gesetzt werden kann.

Die Luft thut Wunder da, wo ihre



wohlthätigen Wirkungen einen ungehinderten Eingang finden.

Die Natur düngt und befruchtet den Boden, welcher Art er auch sey; — sie bedeckt Felsen, Lava und jegliches Gestein mit Erdtheilen und mancherley Gewächsen, sie verwandelt stehende Gewässer durch Erzeugung und Vernichtung der Wasserpflanzen, Gräser und Moose in nutzbare Sümpfe und Märe, sie beangert Sandbänke und Watten, hebt Inseln aus dem Meere hervor, und macht sie fruchtbar, sie bedeckt Sanddünen, durch das Hervorbringen und Auflösen von Gräsern und Heidekräutern, mit einer Narbe fruchtbarer Erde, schafft Millionen Pflanzen, Stauden und Bäume, unendlich verschieden an Gestalt, Farbe und Nutzen, überall in Thälern und auf Gebirgen. So düngt und wirkt die Natur in zwar langsamen aber sichern Fortschritten, sie erzeugt durch — Vernichtung. Die Kunst erleichtert der Natur das Wirken, indem sie die Mittel eines möglichst schnelleren Erfolgs anwendet.

Die künstliche Düngung des Bodens ist daher nur das Mittel, um durch eine Vermehrung des Nahrungsstoffs die Production zu befördern, und eine schnellere üppigere Vegetation zu bewerkstelligen.

Man verzage darum nicht, wenn man keinen Dünger zur Urbarmachung der neuen unbebaueten Besitzungen hat, oder aufbringen kann, man breche das

Land getrost und zwar so tief auf, als die Bestandtheile des Bodens es erlauben, bearbeite es fleißig, besonders im Herbst, streue im Frühjahr Samen aller Art, besonders von Wurzelgewächsen, von Rüben und Kartoffeln, oder die ausgestochenen Keime der letzteren u. dergl. hinein, pflüge das darauf wachsende Kraut im folgenden Herbst wieder mit unter und setze diese Behandlungsweise einige Jahre fort, so wird man seinen Zweck schon größtentheils erreicht sehen, und nächstdem mit einem weit geringeren Theil irgend eines Düngemittels seine neuen Besitzungen in einen vollkommen fruchtbaren Stand setzen können.

Der Nejpflug ist nichts weiter, als ein gewöhnlicher Pflug, woran aber alles, namentlich der Baum, die Eisen, die Pflugschar, das Streichbrett u. s. w. weit stärker und dauerhafter, auch so gemacht ist, daß der Pflug, vor welchen nach Beschaffenheit des Bodens 4, 6 und auch wohl im äußersten Fall 8 Pferde gespannt werden kann, 14 bis 18 Zoll und tiefer gestellt werden kann. Das vordere Eisen ist wie ein schneidendes Rad gestaltet, damit, wenn große Steine, Baumwurzeln und dergleichen, die durch das Suchisen nicht entdeckt sind, in der umzubrechenden Tiefe sich befinden sollten, das Vordereisen darüber weg gehe und der Pflug dadurch von selbst gehoben werde.

In jedem Dorfe, dessen Gemeinheit getheilt worden ist, sollte wenige



stens ein solcher Pflug auf gemeinschaftliche Kosten angeschafft und unterhalten, auch von den sämtlichen Interessenten,

Am 8ten May, 1819.

senten mit gegenseitiger nachbarlicher Hülfe; und Gespannleistung benutzt werden.

Friederichs.

### Vorschrift, weiße Seife zu machen.

Um auf eine leichte und wohlfeile Art weiße Seife in der Haushaltung selbst zu machen, nimmt man etwa 3 Scheffel gute Holz-Asche, schlägt solche, um die Kohlen herauszubringen, durch einen Sieb, legt sie in einen Haufen, drückt darin eine Grube, und thut in diese  $\frac{1}{4}$  Scheffel ungelöschten Kalk. Dann gießt man lauwarmes Wasser, etwa 2 bis 3 Eimervoll, nach und nach, darauf, häufet immer die Grube mit der herumliegenden Asche wieder zu, macht eine neue Grube und gießt wieder von dem Wasser hinzu. Hiermit fährt man so lange fort, bis der Kalk sich gelöscht hat, und bis sämtliche Asche, durch einander gerührt, feucht ist, wie feuchter Schnupstaback. Dann nimmt man eine Tonne, welche oben offen ist und unten ein Zapfloch hat, legt darin ein Schof Stroh, und auf dieses Steine, damit das Stroh nicht aufstiehe. Auf dieses Stroh schüttert und drückt man die feuchte Asche, und setzt die Tonne in einen Kessel. Dann gießt man lauwarmes Wasser darauf, und läßt solches zum Zapfloch heraustropfen. Fließt es zu geschwinde, so muß man es mehrmalen durchlaufen lassen. Dies ist nun die Lauge.

Schwimmt ein Ey darauf, so ist sie gut.

Von dieser Lauge nimmt man, je nachdem man mehr oder weniger Seife machen will, etwa 3 bis 4 Eimer voll, und thut sie in einen reinen Kessel. Alsdann nimmt man 16 Pfund Fett: Talg, Speckschwarten und dergl. was man sonst nicht gebrauchen kann und dazu im voraus gesammelt hat, stellt dieses aufs Feuer, und läßt es etwa 4 bis 5 Stunden kochen; man hüte sich aber, daß es nicht überloche, und rühre es zu Zeiten um. Hierauf thut man für 4 bis 6 Grote weißes Pech und  $1\frac{1}{2}$  Kanne Salz in den Kessel, und läßt es noch einmal damit eine Zeitlang kochen. Hierauf füllt oder gießt man alles in flache Gefäße ab, und läßt es darin erkalten. Am folgenden Tage gießt man die Lauge ab, schneidet die Seife, die sich unten gesetzt hat, in Streifen und nimmt sie fertig heraus. Unter der Seife findet sich noch eine rothe Lauge, die einen trefflichen Dünger an Bäume abgiebt. Glaubt man, nicht Seife genug bekommen zu haben, so gießt man von neuem Wasser auf die Aschtonne, und macht neue Lauge, schneidet dann die



erhaltene Seife in Stücke, und kocht sie noch einmal.

Je weniger rothe Lauge sich unter der Seife findet, desto besser ist die Seife. Je reiner das Fett war, desto weißer ist die Seife, indessen thut die

Farbe zu der Güte der Seife nichts. In der übriggebliebenen Lauge kann man Garn oder Leinen büßen; die Asche, die man aus der Tonne hacken muß, kann zu Dünger an Bäumen dienen.

B.

M.

### Mittel gegen die Krätze oder Raude der Schafe.

Naturforscher wollen gefunden haben, daß die Ursache der Krätze oder Raude der Schafe eine kleine Milbe sey, die jedoch nur durchs Vergrößerungsglas sichtbar wird. Das Thierchen frist sich in die Haut des Schafes hinein, nißet darin, und verursacht Geschwüre, die empfindlich jucken, schnell um sich greifen, und in Grind und Schorf übergehen. Da die Krätz-Milbe sich außerordentlich schnell vermehrt, und nach kurzer Zeit der ganze Pelz eines angesteckten Schafes von Jungen wimmelt, so wird es hieraus begreiflich, daß gesunde Schafe, die einem rändigen nahe kommen, sehr leicht angesteckt werden können, und daß in kurzer Zeit ein rändiges Schaf eine ganze Heerde anstecken kann. Wenn es der Fall ist, daß bey den in diesem Jahre häufig geschenehen öffentlichen Verkäufen von Ostfriesischen und andern Schafen schorfige und krätzige mitunter mögen verkauft seyn, so sollte der Landmann um so mehr auf seiner Hut seyn, um diesem Uebel, wenn er Spuren davon findet, bald Einhalt zu thun. Gänz-

liche Absonderung der gesunden Schafe von den kranken ist zuerst durchaus nothwendig. Ist aber bey einem oder einigen Schafen die Ansteckung wirklich geschehen, dann ist folgendes Mittel, wie der Hofrath Beck er schreibt, mit sichern Erfolge gebraucht. Zu 50 Stück Schafen nimmt man 4 Pfund frischgebrannten Kalk, versetzt diesen durch allmähliges Wasserzugießen in einen breyartigen Zustand, verbindet damit zugleich 3 Pfund Pottasche, welche vorher mit wenigem warmen Wasser aufgelöst worden, und so viel Rindsharn, als zur Brey-Dicke erforderlich ist, mengt unter solches 2½ Pfund Hirschhorn-Öel, und 1½ Pfund Schiffs-Theer, während der Kalk noch warm ist, verdünnt alsdann das Gemenge mit 20 Maas Rindsharn und 70 Maas gewöhnlichen Wassers. Ist indeß der Rindsharn nicht rein zu bekommen, und schon mit Wasser vermischt, dann nehme man im Verhältniß mehr Rindsharn und weniger reines Wasser. In dieser Brühe badet man ein Schaf nach dem andern, und



wiederholt es an den sehr schätzbaren Thieren noch ein oder zweymal. Das Nothwendigste ist, daß der Pelz bis auf

die Haut ganz durchnäßt, und so die Krätze milbe mit ihrer Brut getödtet werde.  
h. .... th.

### Englische Karrengäule.

Von der Größe und den Proportionen der schweren Zugpferde in London kann man sich zum Theil einen Begriff machen, wenn man bemerkt, daß die 4 Hufeisen eines solchen Karrengauls bisweilen 34 Englische Pfund

wiegen. In der Bierbrauerey des Herrn Whitbread befand sich im J. 1803. ein solcher Coloss. (Aus dem Taschenbuch für Pferdekunde von Will und Schwab. 1818. S. 333.)

### Der verbannte Teufel.

Der Besitzer eines Kohlenbergwerks in England bemerkte mit Unwillen, daß seine Leute oft vorgaben, den Teufel in den Gruben gesehen zu haben, und dann den Tag nicht mehr arbeiten wollten. Er ließ hierauf alle seine Arbeiter sich versammeln, und sagte ihnen: „Der Teufel wird niemandem

erscheinen, der es nicht wegen seiner schlechten Aufführung verdient hat; da ich nun nicht gesonnen bin, Bösewichter in meinem Dienst zu behalten, so werde ich den ersten, dem der Teufel wieder erscheint, sogleich ab danken. — Von dem Tage an ließ sich der Teufel nicht wieder sehen.

### S y l b e n r ä t h s e l.

Der Ban'r und Fürst hat, was die ersten nennen,  
Doch in der Einheit nur. Es können Die Obern es den Niedern geben; doch Behalten sie es in der Einheit noch.  
Ihr fraget nach den letzten zwey'n?

Sie sind ein Stückchen Geld, gering und klein,  
Wenn man das Ganze keck den ersten beut,  
So giebt es oft gewaltigen Streit.

Auflösung des Sylbenräthsels im vorigen Stück: Mutterliebe.